

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND

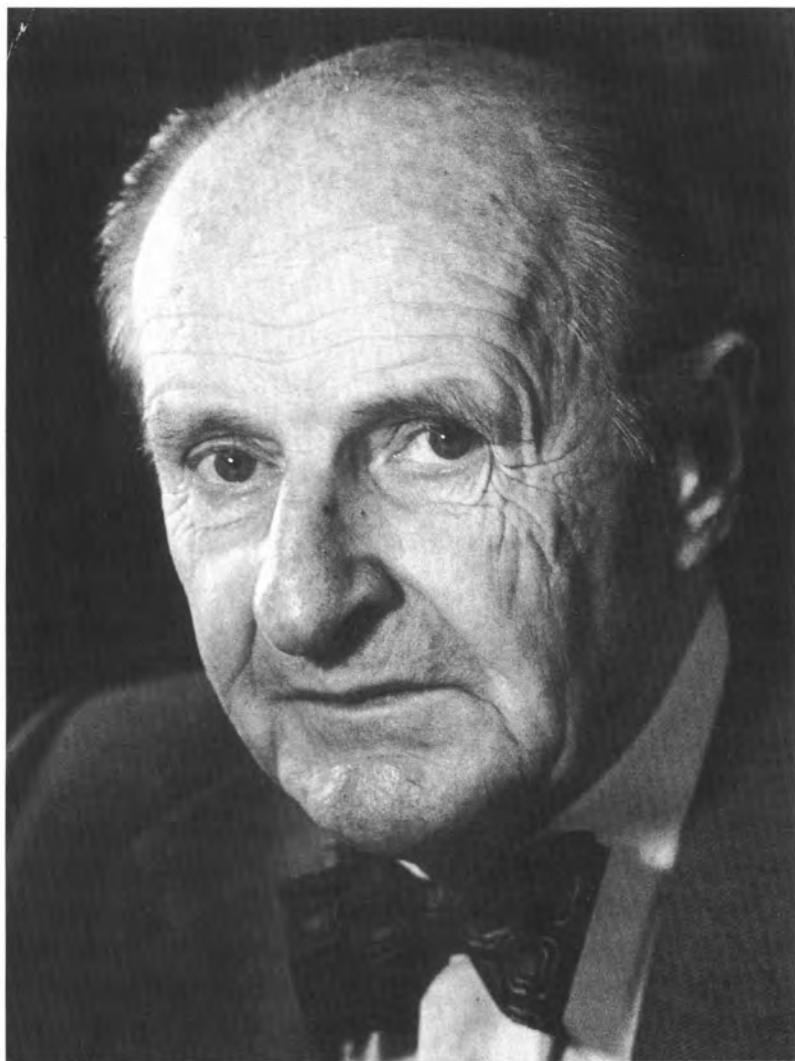
1987 – 1989

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · GERLINGEN

GEDENKWORTE

BRUNO SNELL

18. 6. 1896 – 31. 10. 1986



Bruno Snell

Gedenkworte für
BRUNO SNELL

von
Hans-Georg Gadamer

Bruno Snell, geboren am 18. Juni 1896 in Hildesheim und verstorben am 31. Oktober 1986 in Hamburg, war bereits in hohen Jahren, als er in unseren Kreis trat. Wir alle haben es dankbar empfunden, daß er uns seine Gegenwart schenkte. Das scharfe Profil eines überaus kritischen Geistes und das hell und freundlich blickende Auge eines Humoristen und unvergeßlichen Erzählers hat jedes unserer Gespräche bereichert und belebt. Man konnte an ihm die Erfahrung machen, was diskrete Präsenz ist.

Ohne Frage war er in Deutschland nach Karl Reinhardts Tod die führende Gestalt der klassischen Altertumswissenschaft in den letzten Jahrzehnten, im Ausland so geschätzt und beliebt wie bei uns. Wieder einmal hatten die nördlichen Gaue unseres Vaterlandes der gelehrten Welt einen großen Philologen geschenkt. Ein Sohn Lüneburgs, hat ihn Stammesart, Begabung und glückliche Fügung schon in frühen Jugendjahren nach England geführt. Ebenso hat er seine späteren Wege im deutschen Universitätsleben so gewählt, daß seine Öffnung nach dem Englischen hin erhalten blieb. Da war seine Promotion in Göttingen, dieser deutsch-englischen Hochburg der nördlichen Aufklärung, seine Habilitation in Hamburg und sein ganzes

weites akademisches Leben, das er seit 1931 als Professor in Hamburg verbrachte. Umweht von der frischen Luft einer großen alten Bürger- und Hafenstadt, hat er sich in den Jahren der Entstellung und Bedrückung seine ebenso unauffällige wie stolze Unabhängigkeit stets zu wahren gewußt. Als Hamburg schon in Trümmern lag und Leipzig dem bald folgen sollte, hat er bei einem Besuch in Leipzig vor uns Arkadien beschworen. Es ist mir unvergeßlich, wie er in den Räumen des Lamprechtschen Instituts, in denen ehemals Goethe seinen berühmten Besuch bei Gottsched machte, in seinem Vortrag den Traum von Europa in finsternerer Zeit vor uns neu aufdämmern ließ. So wurde er denn auch beim Wiederaufbau der internationalen Beziehungen, sowohl in seiner eigenen, wahrhaft internationalen Wissenschaft als auch an einer Universität, die an einem seit alters weltgeöffneten Ort ihren Platz hatte, einer der Ersten und Tätigsten.

Sein Werdegang hatte manches Ungewöhnliche. Als er zum Abschluß seiner Studien in Göttingen seine Dissertation vorlegte, konnte er damit die Billigung seiner dortigen philologischen Lehrer nicht finden. Das war zu philosophisch, diese Wortuntersuchungen über die Worte des Wissens in der frühen griechischen Literatur. Dem Philologen schien er damit zu sehr auf dem Wege zum Begriff. Es war Georg Misch, Wilhelm Diltheys Schwiegersohn und Inhaber eines philosophischen Lehrstuhls in Göttingen, der diese Arbeit nicht zu philologisch fand – und es war der große Wilamowitz, der sie nicht zu philosophisch fand, sondern als ein Glanzstück in die berühmte Reihe seiner philologischen Untersuchungen aufnahm.

Man möchte es kaum glauben, daß eine so entschieden philologische Begabung, die in diesen Studien das neuere philosophische Interesse an der Begriffsgeschichte vorausnahm, erst auf solch ehrenvollem Umweg zur Anerkennung in der klassischen Philologie gelangte. Oh gewiß, er war ein streitbarer Philologe, der keine ausgetretenen Wege ging, sondern sich seinen eigenen Pfad im Dickicht des Unbekannten schlug. So erregte er abermals mit seiner Habilitationsschrift »Aischylos und das Handeln im Drama« durch die kühne These Aufsehen, daß erst dort, im Drama, das schon dem

Namen nach das Schauspiel des Handelns ist, die Griechen ein wirkliches Bewußtsein vom Handeln aus freier Entscheidung erwarten und zur Darstellung gebracht hätten, so daß etwa im homerischen Epos noch kein Wort für Handeln und Entscheiden ein solches Bewußtsein bezeuge.

Das war in einem Augenblick gesagt, in dem die Schule Werner Jaegers die aristotelischen Begriffe von Phronesis und Prohairesis, Episteme und Apodeixis wie ein Unterpfand für historische Angemessenheit bei der Interpretation griechischer Texte in Anspruch nahm. Der junge Erforscher der geschichtlichen Wandlungen der Worte des Wissens mußte sich herausgefordert fühlen und mußte seinerseits mit seinem Buche über Aischylos eine Herausforderung darstellen. Er wußte sich mit überlegener Schärfe zu verteidigen sowie zu wehren und bewies, daß auch das historische Sinn verlangt, von Worten und Begriffen in historischer Arbeit den rechten Gebrauch zu machen.

So war es eine große Sache, als seine Heimatuniversität Hamburg ihm 1931 in der Nachfolge von Friedrich Klingner dessen Lehrstuhl übertrug, von dem aus er auch weiterhin eine scharfe Klinge zu führen wußte. Als junger Kollege so bedeutender Forscher wie Ernst Cassirer, Aby Warburg, Erwin Panofsky, Ernst Kapp und Emil Wolff, von denen ihn die meisten bald verlassen sollten, hat er sein genaues Wissen und die hohe Empfindlichkeit für das geschichtliche Leben der Begriffe beständig verfeinert und vertieft. So wurde er als Philologe ein wahrer Meister der Begriffsgeschichte.

In der eleganten Form des Essays durchmaß er die ganze Geschichte der klassischen griechischen Literatur – bis an die Schwelle des hellenistischen Zeitalters – und siehe da, am Ende war diese Reihe von Essays ein konsequent durchgeführtes Buch über ein einziges großes Thema: »Die Entdeckung des Geistes«. Es wurde ein wahrhaft klassisches Buch, indem es aus der Beobachtung des Sprachforschers und des empfänglichen Interpreten von Dichtung Zugänge zu dem Geheimnis der Begriffsbildung erschloß und der Vorbereitung begrifflichen Denkens durch die griechische Sprache nachging. Es ist eine Frage, die auch die Philosophie angeht, wie hier exakte Wortfor-

schung den Weg des Gedankens zu klären vermocht hat. »Kein Ding sei, wo das Wort gebricht« – in den Händen Bruno Snells wurde dieser Satz des Dichters Stefan George eine wahre Forschungsmaxime.

Ein Aufkommen neuer Worte bedeutete für ihn, daß etwas Neues entdeckt wird, eine Selbstentdeckung des Geistes geschieht. Die Geschichte des Geistes stellte in Snells Augen ein neues Absolutes dar, das sich im geschichtlichen Wandel bewahrt und bewährt. Wer denkt da nicht an Hegel? Und doch war Snell zugleich ein strenger und nüchterner Philologe. Es war scharfsinnige Kleinarbeit, mit der er sich in musterhaften Editionen schlecht überlieferter Texte, vor allem am Bakchylides und in der Fragmentensammlung der griechischen Tragiker und sogar in der Entzifferung von Papyri, bewährte. Aber es geht der kühne spekulative Zug durch alle seine Arbeiten.

Es war mehr als ein Zufall, daß er mit seiner philologischen Dissertation von einem Philosophen promoviert wurde. Ebenso war es kein Zufall, daß der reife und gefeierte Forscher, mehrfacher Ehrendoktor, Mitglied zahlreicher internationaler Akademien und Empfänger mancher Auszeichnung, angesichts seines Lebenswerkes den Hegel-Preis der Stadt Stuttgart verliehen bekam. Er wurde der erste Preisträger dieses von der Heimatstadt Hegels gestifteten angesehenen Preises. Es bestand wirklich eine geistige Affinität des Philologen mit dem despotischen Herrscher im Reich der Begriffe. Wie Hegel seinerzeit die neu aufgegangene geschichtliche Welt in das enzyklopädische Gedankenwerk des Begriffs integriert hatte, so hat Snell umgekehrt in unerbittlich exakter Arbeit am konkreten Text eine Verfeinerung des historischen Sinnes auf einem Felde zuwege gebracht, das der Philologe zumeist meidet: das dornige Feld der Begriffe, und siehe da, es wurde eine Entdeckung des Geistes.

Snell hat diesem Feld auch ein rein theoretisches Werk gewidmet, in dem er mehr als Philosoph und Phänomenologe spricht. Unter dem Titel »Der Aufbau der Sprache« hat er das schöne Gleichgewicht seines Geistes ganz von der anderen, der spekulativen Seite seines Gegenstandes aus zur Darstellung gebracht. »Der Aufbau der

Sprache«, 1952 erschienen, war ein Buch, das Bruno Snell besonders lieb war, vielleicht gerade, weil es nicht die gleiche Resonanz fand wie seine sonstigen Arbeiten. In der Tat ist es selbst wieder ein Dokument seiner stolzen Unabhängigkeit, wie er dort in phänomenologischer Manier die Grundkonstanten der Sprache aufzuzeigen versuchte, obwohl er nur aus der ihm allein zugänglichen indogermanischen Sprachenfamilie schöpfte.

Das mußte der modernen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie als eine zu enge Basis erscheinen – und der klassischen Philologie umgekehrt als ein zu weiter Ausgriff in die dem Historiker unbetretbaren Räume apriorischer Strukturen. So hat ihn gerade dieses Buch bis in seine letzten Arbeitsjahre hinein begleitet.

Vielleicht werden wir bei einer Neuauflage die Früchte seiner unablässigen Weiterarbeit zu diesem Thema eines Tages noch kennenlernen. (Der Nachlaß befindet sich in der Obhut der Bayerischen Staatsbibliothek in München.) Sein reiches philologisches Werk könnte im einzelnen nur aus berufenem Philologenmunde gewürdigt werden. Aber in fast allen seinen Arbeiten leitet ihn ein Gedanke, durch den ein philosophisches Problem hindurchschimmert. Was bedeutet das erste Auftauchen von Worten in der Überlieferung einer Literatur? Bezeugt sich darin eine neue Erfahrung des Menschen oder ein erstes reflexives Bewußtsein? Und ist nicht solch ein erstes Bewußtsein immer so etwas wie ein beginnender Abschied von etwas? Bewußtsein von etwas bedeutet immer Abschied von der Eindeutigkeit des »So und nicht anders« und ein Heraustritt in die Möglichkeit des »So oder anders«.

Als Menschen sind wir immer schon vor dies »So oder anders« gestellt. Wenn der Dichter Menschen in ihrem Schwanken schildert, »weiß« er, was das ist, vor dem »So oder anders« zu stehen. Und doch bedeutet es etwas Neues, wenn Worte des Wissens für solches Wissen aufkommen. Der Weg zum Begriff zeichnet sich ab. Es war das Bedürfnis des Philologen Snell, exakt zu sein und nicht erbauulich. Jedenfalls bestand er auf den Worten und folgte dem Wandel von Worten bis hin zum Begriff. Vielleicht hat er sich damit sein eigenes geistiges Werden und Wachsen selbst zum Bewußtsein ge-

bracht und uns zum Vorbild den Satz Pindars erfüllt, der lautet: »*Genoio oios essi mathon*«. Auf deutsch heißt das: »Werde, wer du bist, durch alles was du erfahren und begriffen hast.« Oder heißt es: »Trotz allem, was du erfahren und begriffen hast?« Es ist schwer zu übersetzen. Was *mathon* – d. h. wörtlich: einer, der gelernt hat – für das Sein des Menschen bedeutet, läßt uns der Dichter nur ahnen. Er läßt es offen; wohl weil es offen bleibt, wo einer ein Mensch ist, zu sein und zu werden und zu wissen.

Von Bruno Snell nehmen wir Abschied als von einem, der diesen offenen Raum durchmessen hat und uns sein Wissen hinterließ.